

Newsletter vom 1. 4. 2018

Inhalt

Von «Lehrplan vors Volk» zu «Starke Volksschule Zürich»	1
Liebe Leserinnen und Leser unseres Newsletters	1
„Kennen Majestät das Alte schon?“	2
Die Bibel, Abstieg und Aufstieg	4
Fördern bis zur Überforderung	5
Davonrennen, nachhumpeln.....	8
Kommission befürwortet Tagesschulen	10
Oetwil stimmt neuer IT-Infrastruktur an Schulen und höheren Entschädigungen zu	11
Kommentar	12

Von «Lehrplan vors Volk» zu «Starke Volksschule Zürich»

Liebe Leserinnen und Leser unseres Newsletters

Der Pulverdampf der Abstimmungskämpfe über die Gestaltung unserer Volksschule ist verraucht und **der schulische Alltag ist wieder das Mass aller pädagogischen Dinge**. Die kühnen Versprechungen des neuen Lehrplans und die angekündigten Verbesserungen zur Hebung des Niveaus beim frühen Sprachenunterricht klingen wohl noch in den Ohren vieler Eltern und mancher Schulpflegemitglieder. Zurzeit herrscht grosse Zuversicht, dass mit ausgeklügelten Bildungsprogrammen in allen Fächern schon bald spürbare Fortschritte zu verzeichnet werden können. Für viele scheinen die Weichen im Bildungssystem richtig gestellt zu sein. Und die Bildungspolitiker haben ihre Arbeit getan.

Die Lehrerschaft und ein Teil der Eltern sind da weit kritischer. Im besten Fall erwarten sie, **dass alles, was sich als ungeeignet in der Praxis erweist, einfach nicht umgesetzt wird**. Leider geht dabei oft vergessen, dass gescheiterte Reformen noch jahrelang weiterlaufen können. Lieber werden zusätzliche Mittel für die Rettung höchst umstrittener Projekte bewilligt als endlich einen Schlussstrich zu ziehen.

Zum Glück haben die Bildungsplaner selber **die Messlatte bereitgelegt, um den Erfolg der Neuerungen feststellen zu können**. Gemäss neuem Lehrplan sollen in allen zentralen Fächern die Lernfortschritte der Schüler immer wieder ermittelt werden. Es dürfte also gar nicht so lange dauern, bis die Auswirkungen der Veränderungen in Form von Testresultaten und Schulberichten vorliegt. Da dürfte es selbst dem Kanton Zürich schwerfallen, die längst nötige Evaluation des

Französischunterrichts noch weiter hinauszuschieben.

Im Titel unseres Newsletters haben Sie gesehen, dass wir einen Namenswechsel zu «Starke Volksschule Zürich» vorgenommen haben. **Mit diesem neuen Markenzeichen möchten wir unterstreichen, dass wir mit den St. Galler, Basler und Berner Freunden zusammen den mutigen Kampf für eine starke Volksschule fortsetzen werden.**

Unser Ziel ist es, die Entwicklung unserer Volksschule genau zu beobachten und pointiert zu kommentieren. Um den Finger auf wunde Stellen legen zu können, sind wir ganz besonders auf die Hilfe aus unserer Leserschaft angewiesen.

Liebe Leserinnen und Leser, **bitte schicken Sie uns aufschlussreiche Berichte aus dem Schulalltag**, damit wir die aktuelle Schulentwicklung präzise dokumentieren können. Unsere Pressestelle sammelt laufend geeignete Beiträge aus verschiedenen Quellen und bekommt immer wieder Texte namhafter Autoren aus erster Hand.

Wir hoffen, dass es uns auch diesmal gelungen ist, mit den tiefsinnigen Beiträgen von Carl Bossard und Peter Ruch sowie den Berichten über die Zunahme von Stresssymptomen bei Schulkindern Substanzielles zu vermitteln.

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen unserer Osterausgabe

Für die Redaktion «Starke Volksschule Zürich»

Hanspeter Amstutz

„Kennen Majestät das Alte schon?“

Journal21, 21.3.2018

Von Carl Bossard

Innovatives, Neues, Anderes – das ist in der Schule die Devise. Doch es gibt auch klassische Erkenntnisse mit alterungsresistentem Gehalt. Sie gelten heute und immer. Ein Erinnerungsversuch.

Der deutsche Kaiser Wilhelm II. besuchte die Potsdamer Sternwarte. Zum wissenschaftlichen Leiter gewandt, meinte er: „Na, Herr Professor, was gibt's denn Neues am Sternenhimmel?“ Worauf der Angesprochene ganz bescheiden fragte: „Kennen Majestät denn das Alte schon?“

Exponentiell verlaufende Innovationskurve

Der Zeitgeist verlangt nach Neuem. Unerbittlich. „Na, was gibt's denn Neues?“ Nicht am Sternenhimmel, sondern in der Schulwelt. Das ist die Frage, die – so macht es den Anschein – die meisten Bildungspolitiker und Forschungsleute antreibt und umtreibt. Neues kreieren, Zusätzliches implantieren, das Ganze modernisieren und digitalisieren, wie wenn das Bisherige und Bestehende radikal versagt hätte. So empfinden es viele erfahrene Lehrerinnen und Lehrer. Die offizielle Bildungspolitik setzt Bildung mit ihrer Reform gleich. An der Basis erfährt man Schule und Unterricht darum als institutionelle Dauerreform.

Natürlich wünschen sich auch eher traditionell orientierte Lehrpersonen kein Zurück zur autoritären Schule von anno dazumal – ganz zu schweigen von der alten Paukerschule, wie sie Thomas Mann in seinem Roman „Buddenbrooks“ oder Friedrich Torberg in „Der Schüler Gerber“ hautnah skizzieren. Sie postulieren auch kein Plädoyer für den Status

quo. Sie wollen „endlich wieder unterrichten!“¹ Ihnen ist bewusst: Der Weg in die pädagogische Zukunft ist immer eine Resultante zweier Kräfte: der Innovation und der Tradition. Es ist der komplementäre Kurs zwischen dem Mut zu Konstanten und der Angst vor dem Fertigen.

Radikaler Wandel als Folge ungebremsster Additionen

Doch diese Balance zwischen Tradition und Innovation droht zu kippen. Die Volksschule hat in den letzten Jahren viele neue Aufgaben übernommen, vermutlich zu viele: zwei frühe Fremdsprachen, die totale Integration aller Schüler in die Regelklassen und eine möglichst weitgehende Individualisierung der Lernprozesse. Über die Kompetenzorientierung kommen immer neue Leistungsziele, das Ganze verbunden mit engmaschiger Prüfungs- und Kontrollkaskade sowie dauernder Evaluation und dem Auftrag, alles zu messen – von den erzieherischen Zusatzaufgaben aus dem Elternhaus ganz zu schweigen.

Zu vieles muss heute in zu kurzer Zeit erarbeitet werden – und zwar von den Kindern selber. Eigenverantwortet und selbstgesteuert, wie es die zeittypische Unterrichtsmethode verlangt. Lehrpersonen fungieren dabei als Coachs. Lernschwächere und mittelmässige Schüler sind benachteiligt. Lernen ist keine Schnellstrasse; die Zeit zum Üben fehlt vielfach. Die Diffusionsprobleme steigen. Auch das wissen wir aus der Forschung.

Dichter als sensible Seismografen

Wer sich inhaltlich entgrenzt und alles übernimmt, kann kein Ding richtig tun. Er überfordert und übernimmt sich selbst. Dieses Risiko droht unserer Volksschule. Sie kann kaum bewältigen, was Ihnen die Bildungspolitik mit der dichten Reformabfolge zumutet.

Vermutlich fehlt manchen Bildungsexperten und Unterrichtsforschern die Sandgrube, der konkrete Bezug zum Schulalltag. Sie bewegen sich in erfahrungsverdünnter Luft, weit weg vom pädagogischen Parterre. Doch sie müssen wissenschaftliche Studien vorweisen und so ihre akademische Existenz legitimieren. Vor einigen Jahren schrieb deshalb der Dichter und Lehrer Markus Werner: „Im Klassenzimmer stehe er gern, sagte [Lehrer Loos], unmittelbar ausserhalb aber walte der Ungeist, denn im Verlaufe der vergangenen Jahre sei die Schule fast überall in die Klauen von Funktionären geraten, von pädagogischen Analphabeten. Jetzt aber, auf diesem Fussmarsch durch die stille Nacht, verbiete sich jedes weitere Wort über dieses Trauerspiel Schule.“²

Die Prinzipien einer guten Schule freischaufeln

Etwas düster skizziert, zweifelsohne – dichterische (Mahn-)Worte in den Mund eines älteren Pädagogen gelegt. Sicher taugt Lehrer Loos nicht als Vorbild, denn „Resignatio“, so Gottfried Keller, sei „keine schöne Gegend“. Doch er muss benannt werden, dieser resignative Konformismus, der sich da und dort breitmacht und für die Kinder Gift bedeutet.

Vergessen ging im Reformgedränge der Stellenwert der Lehrerin, des Lehrers – als empathisch lehrende und persönlich animierende Person.³ Ihre Bedeutung wird unterschätzt, gar verdrängt durch neue Methoden und digitale Medien. Vor über 80 Jahren erinnerte Albert Einstein in einer Rede an die gute Schule. Er verglich deren Grundgesetze mit einer Statue in der Wüste. Diese Prinzipien gingen immer wieder verloren; sie müssten permanent freigeschaufelt werden. Der Treibsand verschütte sie stets aufs Neue. Im Zentrum von Einsteins Gedanken stand die Lehrerin, der Lehrer.

¹ Postulat/Manifest VPOD, publiziert am 18.03.2018.

² Markus Werner, in: Am Hang. Roman. Frankfurt am Main: Fischer TB. 12. Aufl. 2011, S. 46.

³ Roland Reichenbach (2018), Ethik der Bildung und Erziehung. Essays zur Pädagogischen Ethik. Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh, S. 204f.

Bildung braucht Persönlichkeit

„Kennen Majestät das Alte schon?“ Es geht in der Bildung nicht um das Alte, es geht um das Bewährte, es geht um das, was nicht veraltet und immer gilt. Es geht um die Statue im Wüstensand. An sie ist zu erinnern.

Das tat der neuseeländische Bildungsforscher John Hattie mit seiner umfangreichen empirischen Studie. Er förderte eigentlich nichts Neues zutage. Man weiss es schon lange; Albert Einstein sagte es mit seinen Worten. Doch der Flugsand deckt diese Wahrheiten immer wieder zu.

Im Beziehungsaspekt den Kern des Pädagogischen sehen

Für Hattie sind nicht die äusseren Schulstrukturen und die Reformprozesse entscheidend, sondern die engagierte Lehrerin, der vital präsente Lehrer, „passionate and inspired teachers“, wie er sagt. Es sind Persönlichkeiten, die mit ihrer Grundhaltung das Lernen der Kinder ins Zentrum stellen und im Beziehungsaspekt den Kern des Pädagogischen sehen. Unterricht als Dialog. Solchen Pädagogen gelingt es, lehrerzentriertes Lehren und schülerzentriertes Lernen zu kombinieren, statt beides gegeneinander auszuspielen wie beim selbstregulierten Lernen oder beim Lernen ohne Lehrer LoL. Hattie untermauert empirisch, was der Hirnforscher Gerhard Roth fordert: „Bildung braucht Persönlichkeit“.⁴

Auf die Haltung der Lehrperson kommt es an

„Was gibt's denn Neues am Pädagogenhimmel?“ Es ist das Alte, es ist die Erkenntnis: „Wo eine gute Lehrerin, ein guter Lehrer am Werk ist, da ist die Welt ein bisschen besser.“ Formuliert hat sie der Kognitionspsychologe Hans Aebli, Schüler von Jean Piaget und Hochschullehrer in Bern.

Diese Wahrheit muss immer wieder freigeschaufelt werden. Befreit werden müssen auch Lehrerinnen und Lehrer, und zwar von überflüssigem Büroballast und unnötigem Papier. Lernen ist Beziehungshandeln, ist verstehende Zuwendung. Das ist der Kern des Unterrichts. Pädagogische Interaktion ist darum wichtiger und wirksamer als administrative Lenkung durch eng getaktete Lehrprogramme. Nichts Neues eigentlich, nur das Alte.

Die Bibel, Abstieg und Aufstieg

Weltwoche 22.3.2018

Von Peter Ruch

Um im Auftrag Gottes den neuen König zu finden, musterte der Richter Samuel alle Söhne Isais und erkannte jedes Mal: Auch diesen hat der Herr nicht *erwählt* (1.Samuel 16,8). Zuletzt präsentierte Isai seinen Jüngsten namens David, dem er keine Chance eingeräumt und den er auf der Schafweide gelassen hatte. Aber genau der sollte König werden! Der König Saul, dessen Nachfolge zu regeln war, war seinerzeit als junger, schöner und tüchtiger Krieger berufen worden und hatte alle überragt (9,2). Nun hatte ihn Gott verworfen. Sauls tragischer Abstieg und Davids Aufstieg zeigen, dass die menschliche Gesellschaft durchlässig sein soll. Im Nobody steckt ein König und umgekehrt. Die Bibel verdeutlicht die Gleichwertigkeit – nicht Gleichheit – aller Menschen noch mit vielen weiteren Geschichten. Und die Moderne hat dieses Prinzip in hohem Masse realisiert. Der Aufstieg, wenn auch nicht bis zum Thron, steht jedem offen, der tüchtig ist und Glück hat. Auch die Bildungssysteme des Abendlandes waren lange darauf angelegt, alle Schüler

⁴ Gerhard Roth (2011), Bildung braucht Persönlichkeit. Wie Lernen gelingt. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 35ff.

optimal zu fördern, wo nötig in Sonderklassen.

Vermutlich haben wir diesen Zenit überschritten und steigen ab. Genauer: Das neue Schulsystem bewirkt, dass nicht mehr alle aufsteigen können. Eltern lotsen ihre Kinder kostspielig ins Gymnasium, Lehrlinge ohne Berufsmatur riskieren Geringschätzung. Dieser gesellschaftliche Defekt wird mit der Etikette «Integration» überkleistert. Durch Integration bleiben aber Lernschwache liegen. Manche Berufe wurden akademisiert, um mehr Anerkennung und höhere Lohnklassen zu erreichen. Beides ist peinlich, und das zweite klappt weitgehend nur beim Staat. Fachhochschulen spielen Uni und vernachlässigen den Praxisbezug. Was zum Beispiel ich in der *Stifti* gelernt habe, war fürs Leben ebenso wertvoll wie der Schulsack der Abendmatura und der Universität. Die Nachprüfung unseres Denkens sowie des verdrehten Schulsystems ist fällig. Denn die Gleichwertigkeit aller Menschen ist die Basis des gedeihlichen Zusammenlebens.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.

Fördern bis zur Überforderung

Das optimierte Kind

SRF 25.3.2018

Zielvereinbarungen und Selbsteinschätzungen: Primarschulkinder müssen viel Verantwortung für ihr Lernen übernehmen. Droht die totale Überforderung?

Autor: Anna Jungen

Die Primarschule ist der Ort, wo auf dem Pausenplatz Gummitwist und Fangis gespielt wird, wo man sich mit dem Blühverhalten von Löwenzahn beschäftigt, lesen, schreiben und rechnen lernt. Ein bisschen Französisch oder Englisch – je nach Kanton – und dann kommen die Dinosaurier dran.

Die Mehrheit der Kinder in der Schweiz gibt an, gerne zur Schule zu gehen. Gleichzeitig klagen sie vermehrt über Leistungsdruck und Stress.

Laut einer Studie der Weltgesundheitsorganisation (WHO) leiden 27 Prozent der elfjährigen Kinder in der Schweiz unter Schlafproblemen, 15 Prozent klagen über ständige Niedergeschlagenheit. Zwölf Prozent leiden regelmässig unter Kopfschmerzen.

Stress im Kinderzimmer

Die Direktorin der Stiftung Pro Juventute, Katja Wiesendanger, findet deutliche Worte: «Stresssymptome, die wir bisher von Managern

kannten, sind im Kinderzimmer angekommen.» Als häufigster Grund für Stress wird die Schule genannt. Aber ist die Schule wirklich stressiger geworden?

Christine Staehelin ist seit über 30 Jahren Primarlehrerin in Basel-Stadt, mit grosser Leidenschaft und – wie sie sagt – aus Überzeugung für die öffentliche Volksschule.

«Ich höre immer wieder, der Leistungsdruck in der Primarschule habe zugenommen»,

Stresssymptome bei Kindern

Kinder in der Schweiz wachsen eigentlich unter traumhaften Bedingungen auf. Paradoxe Weise klagen sie aber zunehmend über Stress und Druck.

Stress im Kindesalter äussert sich typischerweise körperlich. Diese Symptome sind bereits bei Elfjährigen in der Schweiz weit verbreitet:

- Schlafprobleme (27%)
- Niedergeschlagenheit (15%)
- Nervosität (15%)
- Kopfschmerzen (12%)
- Bauchschmerzen (10%)

Quelle: WHO, Studie «Health Behaviour in School-aged Children (HBSC)», basierend auf Daten von 2013/2014

sagt sie. «Man muss sich allerdings genau fragen, woher dieser Druck denn kommt.»

Eltern würden heute der Bildung einen viel grösseren Stellenwert zumessen. Den Druck, den sie so auf ihre Kinder ausüben, würden diese verinnerlichen. «Es herrscht eine gewisse Abstiegsangst unter den Eltern. Diese geben sie an ihre Kinder weiter.»

Zwischen Selbstbestimmung und Überforderung

Gleichzeitig müssten Kinder je länger je mehr Verantwortung für ihr eigenes Lernen übernehmen, so Staehelin. Gerade die neuen, als fortschrittlich geltenden Lernformen, das so genannte selbstorganisierte Lernen, sei für gewisse Kinder eine Überforderung.

«Kinder müssen heute vieles selber machen», erklärt Staehelin. «Es wird von ihnen erwartet, dass sie ihren Lernprozess selber steuern und planen. Damit sind sie ständig auf sich selber zurückgeworfen. Das kann Stress auslösen.»

Mehr Freiheit und Mitbestimmung

Selbstorganisiertes Lernen basiert auf der Idee, dass Lernprozesse dann erfolgreich sind, wenn Kinder besonders viel mitbestimmen können. Das heisst, sie setzen sich selber Lernziele, die sie erreichen wollen. Sie motivieren sich selber, suchen selber nach Lernstrategien und übernehmen damit Verantwortung für ihr eigenes Lernen.

Selbstregulierte Lernformen betonen die aktive Seite des Lernens und der Lernenden und nehmen diese viel mehr in die Pflicht. Gerade für starke Schülerinnen und Schüler bieten solche Lernformen viel Freiheit und Mitbestimmung. Lehrpersonen können individueller auf Schülerinnen und Schüler eingehen.

Erwachsene stehlen sich aus Verantwortung

Trotzdem: Diese Verschiebung von Verantwortung hin zum Kind findet Christine Staehelin heikel: «Die Erwachsenen verabschieden sich aus der Verantwortung. Gerade innerhalb eines pädagogischen Kontextes geht das nicht.»

«Bildung und Erziehung ist etwas, was wir Erwachsenen den Kindern zumuten», fährt Staehelin fort. «Wir können nicht erwarten, dass die Kinder das selbst tun. Das ist eine Überforderung, besonders für die Kinder, die in der Schule Mühe haben.»

«Falsche Vorstellung von Autonomie»

Auch der Kinder- und Jugendpsychologe Allan Guggenbühl pflichtet Staehelin bei. Zwar klinge selbstorganisiertes Lernen in der Theorie toll und nach Mitbestimmung.

In der Realität aber seien solche Lernformen schlicht nicht kindgerecht:

«Selbstorganisiertes Lernen setzt eine Vorstellung von Autonomie voraus, die es bei Kindern gar noch nicht gibt. Die Kinder werden alleine gelassen. Das löst Stress und Überforderung aus.»

Kinder sind frustriert

Aus Untersuchungen wisse man: Kinder lernen dann, wenn sie spüren, dass die Lehrperson von einem Thema begeistert ist. «Eine Lehrperson, die mit Leidenschaft ein Thema vermittelt und die Kinder an der Hand nimmt, kann sie begeistern.»

Müsse das Kind jedoch ständig selber herausfinden, was es nun lernen wolle und wofür es sich zu interessieren habe, löse das häufig Frustration aus.

Engmaschige Beurteilungen

Primarschülerinnen und -schüler sollen also zunehmend selbstorganisiert lernen. Ihnen wird vermittelt, sie steuern ihren Lernprozess selbst. Da entbehrt es nicht einer gewissen Ironie, dass gleichzeitig eine so engmaschige Beurteilung der Kinder stattfindet wie nie zuvor.

Seit einigen Jahren müssen alle Kindergarten- und Primarschullehrpersonen der Nordwestschweiz einen standardisierten Lernbericht für jedes Kind ausfüllen: 72 Kreuze auf einer Skala von 1 bis 4. Die Lernberichte bewerten umfassend alle Leistungen der Kinder.

Protest von Lehrpersonen

Unlängst machte der Kanton Basel-Stadt Schlagzeilen. Zwölf Lehrpersonen aus einer Primarschule wagten den Aufstand und weigerten sich, diese Lernberichte auszufüllen. Die Lernberichte würden zu unnötigem Leistungsdruck führen und letztlich nichts bringen, so die Begründung.

Diese Lernberichte sind bei der Lehrerschaft schon lange umstritten. Eine Umfrage der kantonalen Bildungskonferenz Basel-Stadt ergab: Über zwei Drittel der Lehrerinnen und Lehrer sind nicht damit einverstanden, dass bereits Erstklässler und Erstklässlerinnen so beurteilt würden.

Letztlich wurden die Lehrpersonen aber vom Erziehungsdepartement dazu gezwungen, die Lernberichte trotzdem auszufüllen. Diese seien gesetzlich vorgeschrieben.

Kinder als Arbeitnehmende

Die Diskussion um Leistungsdruck in den Primarschulen war damit aber definitiv lanciert. Auch Christine Staehelin hat sich mit dem Protest gegen die Lernberichte solidarisiert.

Besonders stossend an den Lernberichten findet sie, dass es auch um die Beurteilung so genannter überfachlicher Kompetenzen gehe. Die Kinder würden dabei wie Arbeitnehmende behandelt.

«Das ist doch absurd!»

«Da steht zum Beispiel: «Das Kind erledigt Aufgaben termingerecht und vollständig». Das ist doch absurd!», sagt Staehelin. «Was heisst denn Selbstständigkeit innerhalb eines pädagogischen Kontextes überhaupt? Kinder sind keine Arbeitnehmenden.»

Auch Allan Guggenbühl findet die zunehmenden Rückmeldungen anhand der standardisierten Raster sinnlos: «Wichtig ist, dass man mit einem Kind im Gespräch bleibt. Das hat einen hohen Wert. Aber mit Kreuzchen in einem Raster erreicht man ein Kind nicht. Ich würde das ganz streichen.»

Der diskrete Charme des Personalwesens

Zu den Beurteilungen der Lehrpersonen kommen die Selbsteinschätzungen der Primarschüler und Schülerinnen dazu. Mikael Krogerus ist Redaktor bei «Das Magazin» und Vater zweier Kinder.

Auch er stellt fest, dass Kinder je länger desto häufiger dazu aufgefordert würden, sich selber einzuschätzen, sich selber zu beurteilen und konkrete Lernziele für die Zukunft zu formulieren.

Eigentlich alles Dinge, die man bisher aus dem Personalwesen kannte. Nun aber versprühen Begriffe wie «Zielvereinbarungen», «Standortbestimmungen» und «Portfolio» den diskreten Charme des Personalwesens und damit dessen Botschaften auch in den Primarschulen: «Geübt wird der Blick von aussen auf sich selber», so Krogerus. «Letztlich geht es um die Selbstoptimierung.»

Bin ich gut genug?

Mikael Krogerus hat den Eindruck, dass in der Schule die klassisch-philosophische Frage aller Heranwachsenden, nämlich «Wer bin ich?», abgelöst wurde durch die Frage: «Bin ich gut genug?»

«Das ist eine traurige Frage, denn es schwingt immer mit, dass man noch nicht gut genug ist und stetig an sich arbeiten muss», meint Krogerus. «Dabei geht die Freude verloren,

etwas zu tun, unabhängig davon, ob man darin gut ist. Es ist letztlich eine Wettbewerbslogik, in der gut sein bedeutet: besser sein als andere.»

Man könnte also folgende These formulieren: Wer ständig dazu aufgefordert wird, über die eigenen Lernfortschritte nachzudenken und Schlüsse für die Zukunft zu ziehen, erlebt von klein auf, dass alles stetig gemessen und bewertet wird. Kinder sind so dem Leistungsdruck unmittelbar ausgesetzt, bereits in der Primarschule.

Davonrennen, nachhumpeln

Weltwoche 22.3.2018, Schule

Behinderte und schwache Schüler werden seit zehn Jahren in normalen Klassen unterrichtet. Integration nennt sich das und wird, je nachdem, ob man mit Bildungsbeamten, Lehrern oder Eltern redet, komplett anders beurteilt.

Von Daniela Niederberger

In der Theorie klingt es grossartig. Beamte der Schulämter und Dozenten von pädagogischen Hochschulen sprechen vom «Menschenrecht auf Integration» und von der «Teilhabe aller». So auch an einer Veranstaltung von Pro Infirmis, die jüngst in Winterthur stattfand und gut besucht war. Filmausschnitte sollten zeigen, wie schön das funktioniert. Im Dokumentarfilm «Elenas Chance» sah man, wie die muntere Elena, ein Mädchen mit Down-Syndrom, in der Klasse und im Turnen mitmacht und auch gerügt wird, wenn sie beim Aufräumen schlüfe will. Im Unterricht sitzt eine Heilpädagogin mit ihr am Pult.

In einem zweiten Film ging es um die stark körperbehinderten Zwillinge Julian und Marius, die in eine normale erste Klasse gehen. Sie können nur mühsam sprechen, sagen aber in die Kamera, dass sie etwas lernen und vorwärtskommen wollen. Der schwerer behinderte Julian meint zwar nach einer Schnupperwoche in der Sonderschule, dort sei es entspannter – aber eben, er wolle vorwärtskommen. Die Mutter, eine Unternehmensberaterin, möchte unbedingt dem Wunsch der Buben nachkommen; der Vater wäre eher für die Sonderschule.

Der zweite Film hinterlässt denn auch einen zwiespältigen Eindruck. Wie geht es den - Buben wirklich? Kommt der Wunsch, in die Regelschule zu gehen, tatsächlich von ihnen oder von der Mutter? Diese Fragen wurden am Anlass nicht gestellt, man feierte die Beispiele als gelungene Teilhabe und klatschte eifrig.

Dabei sagte die Vertreterin der kantonalen Elternmitwirkungsorganisation KEO, Gabriela Kohler, etwas, was zu denken geben müsste. Bei einer Umfrage unter Eltern mit behinderten Kindern kam nämlich heraus: 72 Prozent finden es schlecht, dass Klein- und Sonderklassen abgeschafft wurden. Viele Eltern sind überzeugt, es wäre für einige Kinder besser, in speziellen Klassen unterrichtet zu werden. Auf das Votum wurde nicht eingegangen.

Kinder verwalten statt unterrichten

Wie ist es für einen Lehrer, alle Kinder – von unaufmerksam und behindert bis hochintelligent – in einer Klasse unterrichten zu müssen? «Es bleibt zu wenig Zeit und Energie für die Kinder», so Marcel Blum*, Primarlehrer im Mittelland. In seiner Klasse, einer gemischten 1. und 2. Klasse, hat er 21 Kinder. In erster Linie würden die Kinder verwaltet. «Sie werden in Förderstufen eingestuft. Dazu braucht es Abklärungen beim Schulpsychologen. Das ist alles langwierig, und es hat mit Lernen noch nichts zu tun. Das Verwalten und Einordnen der Kinder wird fast wichtiger als der Schulalltag. Könnte ich in der Zeit in - kleinen Gruppen unterrichten, hätte ich mehr erreicht.»

Stattdessen geben sich Heilpädagoginnen, Sprachlehrerinnen für Ausländerkinder, bisweilen eine Ergotherapeutin und eine Logopädin die Klinke in die Hand. «Für die Kinder und mich bringt das viel Unruhe.»

Der Fächer geht in seiner Klasse, was Alter und Fähigkeiten angeht, weit auf. Und nun soll er jedes Kind dort abholen, wo es steht. «Binnendifferenzierung und Umgang mit Heterogenität» heisst das im Pädagogen-Latein. Dazu finden viele Weiterbildungskurse statt. Lehrer Blum sagt: «Ich soll den Lernstoff so differenzieren, dass jedes Kind auf seinem Entwicklungsstand angesprochen wird. Ich habe die Energie nicht, das zu tun. Wenn ich es täte, könnte ich nicht ausreichend persönlich auf das einzelne Kind eingehen.»

«Das eine Kind rechnet noch im Zehner-, das andere schon im Hunderterraum, eines hat Mühe mit Addieren, das andere mit Malrechnen. Ich müsste jede Entwicklungsstufe abdecken. Doch Erst- und Zweitklässler sind noch nicht so selbständig, dass sie die Lerninhalte, die man für sie präpariert, selber bearbeiten können. Sie sind schnell abgelenkt. Sie schlüpfen, schauen beim Banknachbarn ab oder lassen das Blatt verschwinden. Bei 21 Kindern habe ich, wenn ich mich an die geforderte Binnendifferenzierung halte, den Überblick nicht mehr. Meine Pflicht als Lehrer ist es, jedem Kind gerecht zu werden. Das kann ich so nicht.»

Lehrer Blum denkt, Klein- und Einführungsklassen wären für die Kinder besser. Auch von Kolleginnen und Kollegen hört er, dass sie an Grenzen stossen. Kritik wird aber kaum geäussert. «Viele Lehrer haben Angst, zu sagen, <Ich werde nicht jedem Kind gerecht.> Sie wollen nicht als schlechte Berufsleute dastehen. Binnendifferenzierung gilt heute als professionell.» Marcel Blum hatte einmal ein behindertes Kind in der Klasse, einen Jungen mit einer Muskelkrankheit, der zeitweise im Rollstuhl sass. Das Kind war kognitiv und sprachlich begabt, das war nicht das Problem. Das Problem war die Grob- und Feinmotorik. Konkret heisst das: die Pausen und das Turnen. «Jungen in dem Alter messen sich untereinander. Im Turnen war er wie selbstverständlich ausgeschlossen. Was mache ich da als Lehrer? Ich mache Übungen, die für die anderen Kinder nicht herausfordernd sind. Eine Weile geht das, dann nicht mehr.»

Der Lehrer musste dem Kind die Turnschuhe an- und ausziehen. Eigentlich hätte dafür die Ergotherapeutin kommen müssen. «Und dann wartet sie eine Turnlektion lang, bis sie ihn wieder ausziehen kann? Und wird dafür bezahlt? Das kann es ja nicht sein.»

Auch musste der Junge öfter getragen werden, weil im Schulhaus Rampen fehlten. «Dabei haben wir in der Gemeinde ein Schulheim, wo alle Einrichtungen und die entsprechenden Fachkräfte vorhanden wären», sagt Blum.

Irgendwann ging es nicht mehr. «Ich bedauerte sehr, dass ich als Klassenlehrperson viel zu wenig auf den Jungen eingehen konnte, ohne dass ich meine Pflicht gegenüber den anderen Kindern zu stark vernachlässigt hätte. Dieses Dilemma konnte ich nicht lösen.»

Der Bub tat ihm leid. «Das, was ich bieten kann, und die Umgebung einer Regelklasse entsprechen dem Bedürfnis eines solchen Kindes überhaupt nicht. Es hat eine so kurze Lebenserwartung. Da würde ich in den Wald gehen mit ihm; Bäume bestimmen und - Bodenmandalas machen. Aber sicher würde ich es nicht ins Turnen schicken und es dem Vergleich mit den anderen aussetzen. Dort kann es doch nie und nimmer mithalten.»

Es gab auch Erfolgsmomente: Der Knabe war im Rechnen flink. Doch das Negative überwog. «Es war ganz trivial. In der Pause rannten ihm die anderen davon, und er versuchte nachzuhumpeln. Er hätte dabei sein wollen und konnte es wegen seines Körpers nicht. Das prägt sich ein. Das ist für das Selbstwertgefühl nicht gut.»

Integration als gesunde Abhärtung?

Lehrer Blum glaubt, die Sonderschule wäre der humanere Weg. «Dort haben die Kinder

ähnliche Schicksale, sie verstehen sich, sehen die Welt mit ähnlichen Augen. Der ständige Vergleich mit den Gesunden fällt weg.»

Anderer Ansicht ist Christina Lee, zuständig für die schulische Integration in Winterthur Nord. Es stimme zwar, dass die «Auseinandersetzung mit Normalität und Anderssein in integrierten Settings eine grosse Herausforderung für Kinder und Jugendliche mit einer Behinderung» sei. «Aber gleichzeitig lernen sie in der Schule, mit diesem Lebensthema umzugehen.» Integration als gesunde Abhärtung?

Le hat selber einen körperbehinderten Sohn, der mittlerweile erwachsen ist. Er ging in die Sonderschule, wäre aber gern mit seinen Freunden aus dem Dorf zur Schule gegangen. «Das war ein Riesenthema. Er wollte seine Freunde selber aussuchen und nicht reduziert werden auf einen kleinen Kreis, so, wie wir das auch wünschen. Er wollte nicht in die Behindertenecke gedrängt werden.» Nach der Schulzeit arbeitete er in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung. ««Wenn ich schon da arbeite», sagte er, «will ich wenigstens in der Freizeit Kontakte mit Menschen ohne Behinderung.» Ausser mit seinem besten Freund, der die gleiche Beeinträchtigung hat. «Sonst bin ich lieber allein.»

Auffallend ist die Abwertung des Behindertenseins durch die Propagandisten der Integration oder durch Behinderte selber. «Nicht in die Ecke drängen lassen.» Das tönt nach Schand-ecke. Da gibt es ein gut und weniger gut. Dabei tun sich in allen Gesellschaften die Gleichen zusammen. Es ist weniger anstrengend. Albaner mit Albanern, Studenten mit Studenten, die Reichen in St. Moritz mit anderen Reichen.

Mittlerweile nimmt der junge Mann an einem Pilotprojekt der Pädagogischen Hochschule Unterstrass teil, die Behinderte zu Assistenzlehrern ausbildet. Da ist er eine Ausnahme. Gabriela Kohler von der Elternorganisation KEO hört oft von Eltern mit behinderten Kindern, dass die Integration in der Schule zwar einigermaßen geklappt hat – «doch dann, bei der Lehrstellensuche, kommen sie auf die Welt». Sie hoffen dann natürlich auf eine Stelle im ersten Arbeitsmarkt, so Koller, «aber der ist noch nicht bereit».

Für Lehrer Blum hat der «Zwang zur Integration mehr mit Ideologie zu tun als mit einem Bedürfnis der Kinder». Die Erwachsenen machten ihre Probleme zum Problem der Kinder. Doch: «Kinder sind im Hier und Jetzt. Sie sind zufrieden, wenn es dort, wo sie sind, gut ist.» Für Kinder sei die Beziehung zur Lehrperson das Wichtigste. «Kann ich ihr vertrauen, ist sie mir wohlgesinnt, versteht sie mich, erkennt sie das Wesentliche meiner Person, damit sie mich wirklich fordern und fördern kann? Das alles braucht Zeit für Beziehung.»

* Name geändert

Kommission befürwortet Tagesschulen

Zürichsee-Zeitung 23.3.2018, Zürich

TAGESSTRUKTUREN Zürcher Gemeinden sollen die Möglichkeit erhalten, unterschiedliche Modelle von Tagesschulen einzuführen.

Die zuständige Kommission des Kantonsrates befürwortet eine Änderung des Volksschulgesetzes einstimmig. Diese schafft die gesetzlichen Rahmenbedingungen für Tagesstrukturen.

Bis jetzt ist das Thema Tagesstrukturen im Zürcher Volksschulgesetz (VSG) nur in allgemeiner Form unter «Unterrichtszeit» aufgegriffen. Mit der Gesetzesänderung sollen nun rechtliche Grundlagen geschaffen werden, innerhalb deren die Gemeinden freiwillig Tagesschulen aufbauen und betreiben können.

Die neuen Bestimmungen liessen den Gemeinden und den lokalen Schulbehörden genügend Handlungsspielraum, schreibt die Kommission für Bildung und Kultur (KBIK) in einer Mitteilung von gestern. Mit dieser Beschreibung der Tagesstrukturen könne den Bedürfnissen der jeweiligen Bevölkerung Rechnung getragen werden.

Unter dem Begriff «Tagesstruktur» sind alle Betreuungsangebote zu verstehen, welche ergänzend zum Unterricht besucht werden können. Diese seien als Beitrag zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu verstehen und deshalb sowohl bildungspolitisch als auch volkswirtschaftlich sinnvoll, schreibt die KBIK.

Besuch weiterhin freiwillig

Auch mit dem neuen Gesetz bleibt der Besuch von Tagesschulen weiterhin in jedem Fall freiwillig. Die Gemeinden können aber neu gewisse Betreuungsangebote an ihrer Tagesschule für obligatorisch erklären – etwa dass die Schüler über Mittag in der Schule essen müssen. In diesem Fall darf die Gemeinde die Mittagspause verkürzen – was heute nur mit Spezialbewilligung geht.

Erklärt eine Gemeinde an ihrer Tagesschule gewisse Angebote für obligatorisch, muss sie aber sicherstellen, dass ein Schulbesuch ohne obligatorische Betreuung an einer anderen Schule möglich bleibt. Der Kanton will mit dieser Regelung bewusst nicht in die Familienmodelle eingreifen.

Die Kommission hat sich mit knapper Mehrheit dafür ausgesprochen, dass ein Kind eine Tagesschule in einer anderen Gemeinde besuchen kann, wenn die Wohnortgemeinde selber keine solche führt. Beide müssen aber mit dem Wechsel einverstanden sein. Das Schulgeld bezahlt in diesem Fall die Wohnortgemeinde. Transport und Verpflegung gehen zulasten der Eltern.

Damit hat die KBIK eine Bestimmung der Vernehmlassung wieder aufgenommen, welche kritisch beurteilt worden war. Nach Ansicht der Kommission ist aber gerade in einem solchen Fall eine klare gesetzliche Grundlage für die Kostenübernahme von Vorteil. sda

Oetwil stimmt neuer IT-Infrastruktur an Schulen und höheren Entschädigungen zu

Zürichsee-Zeitung 27.3.2018 Zürichsee

OETWIL Die Gemeinde Oetwil kann in die Kommunikationsplattformen und die IT-Umgebung an den Schulen investieren und mehr Geld für Behördenmitglieder ausgeben. Die Gemeindeversammlung hat Anträge dazu klar gutgeheissen.

An der Oetwiler Gemeindeversammlung am Montagabend haben 118 Stimmberechtigte teilgenommen. Sie beschäftigten sich vorab mit zwei Themen: erstens höheren Entschädigungen für Behördenmitglieder – und zweitens der Erneuerung der digitalen Kommunikationsmittel an den Schulen, die mit der Anschaffung neuer Hard- und Software verbunden ist.

Für die Revision der Entschädigungsverordnung (EVO) machte sich Gemeinderat Werner Bosshard (SVP) stark. [...]

Für die Modernisierung der digitalen Kommunikation an den Oetwiler Schulen beantragte der Gemeinderat einen Investitionskredit von 375 000 Franken. Die Schulpflege hat dafür ein Konzept erarbeitet, das von Bildungsvorstand Thomas Zeier (SVP) und Schulpfleger Daniel Hasler vorgestellt wurde. Mit dem Konzept setze die Schulpflege die Vorgaben des

Lehrplans 21 um, betonte Hasler. Die Investitionen seien nötig, damit man die Schüler optimal auf die digitalisierte Berufswelt vorbereiten könne. Das sei das wichtigste Ziel des digitalen Medienunterrichts an den Schulen.

Mit den Geldern werden laut dem Antrag des Gemeinderats vor allem Tablets und Laptops für Schüler und Lehrkräfte sowie die nötige Software beschafft. Bis zur Mittelstufe erhält aber nicht jeder Schüler ein Tablet, das ist erst ab der Sekundarschule der Fall. Der IT-Support soll künftig durch speziell geschulte Lehrkräfte sowie durch eine externe Firma erfolgen. Vorgesehen sind auch externe Serverdienste oder Multimedia-Player für jedes Schulzimmer. Die jährlichen Zusatzkosten für den Unterhalt von Hard- und Software bezifferte Hasler auf 66 000 Franken pro Jahr.

Tablets für Schüler

Die RPK bezeichnete das IT-Konzept der Schulpflege als pragmatisch und finanzpolitisch vernünftig. Aus dem Plenum gab es einige Fragen zur Datensicherheit von externen Servern oder zum Sinn von Tablets für die Schüler respektive deren Zahl – ohne dass dabei Grundsatzkritik geäussert wurde. Die Gemeindeversammlung stimmte dem Investitionskredit in der Folge ebenfalls klar zu. [...]

Kommentar

Die Gemeindeversammlung Oetwil hat 375'000 Franken gesprochen für Tablets, Laptops und Software, bereits ab der Primarschule. Dazu werden pro Jahr etwa 66'000 Franken Unterhaltskosten für Hard- und Software kommen. Die Investitionen seien nötig, um den Lehrplan 21 umzusetzen und die Schüler «optimal auf die digitalisierte Berufswelt vorzubereiten», so die Schulpflege.

Ähnliche Anträge werden in einer Zürcher Gemeinde nach der anderen an die Bürgerinnen und Bürger gestellt werden.

Dazu ist festzuhalten: Es ist keineswegs unausweichlich, solchen Krediten zuzustimmen. Die Stimmberechtigten sind frei, sich ihre eigenen Gedanken zu machen und in die Diskussion einzubringen, zum Beispiel: Wie werden die Kinder am besten auf die Berufswelt vorbereitet? Mit frühzeitigem Training in Googeln und Wischen – oder nicht doch eher mit dem Erlernen der Grundlagen in Deutsch und Mathematik unter Anleitung der Lehrerin? Mit dem Anklicken von Kreisen und Dreiecken auf dem Bildschirm – oder nicht viel besser mit dem Zeichnen, Ausschneiden und Modellieren verschiedener Formen auf Papier, Karton oder mit anderen Materialien? Sollen die Gemeindeversammlungen ihre Steuergelder an IT-Firmen bezahlen, welche verständlicherweise in erster Linie geschäftliche Ziele verfolgen, oder sollen sie pädagogischen Überlegungen den Vorrang geben? Denn die Steuergelder für die Volldigitalisierung der Schulen samt externem IT-Support und Computertestserien würden an anderer Stelle fehlen. Bereits ist von grösseren Klassen und weniger Lehrerstellen die Rede: Wenn die Schüler ohnehin weitgehend selbstorganisiert lernen und die Lehrerinnen nicht mehr unterrichten, sondern coachen sollen, können ja mehr Kinder pro Lehrer in die Lernlandschaften platziert werden.

Es empfiehlt sich, in den Gemeinden solche und ähnliche Fragen aufzuwerfen und zu diskutieren, bevor man die Gelder zu Bertelsmann und Co. fliessen lässt.

Marianne Wüthrich, Wil